

»Der Welt eine neue Wirklichkeit geben.«

Zur Einleitung

Hannah Fitsch, Inka Greusing, Ina Kerner, Hanna Meißner, Aline Oloff

»Das Wissen darum, dass andere, kritische, sich widersetzende Praxen deshalb nicht ›da‹ sind, weil ihr Entstehen strukturell be- oder verhindert wird, lässt sich dann mit der Hoffnung verbinden, dass wir diese neue Wirklichkeit dennoch erfinden können, indem wir kollektiv die Bedingungen für dieses andere Sein schaffen.«

(Hark 2017: 16)

Im Jahr 1791, in einem revolutionären Moment also, verfasste Olympe de Gouges eine Erklärung der Rechte der Frau und Bürgerin, die sie der französischen Nationalversammlung vorlegte, um sie dort abstimmen zu lassen. Damit wollte sie eine neue Grundlage für das Zusammenleben aller schaffen. Nicht nur die Hälfte des Kuchens zu fordern, sondern die Änderung des Rezepts zu erkämpfen, ist seitdem feministisches Programm. Dieses Programm – wie schon de Gouges' Aktivismus – beruht auf der Erfahrung, als Andere, Nicht-Gleiche von der sich formierenden bürgerlichen Gesellschaft und ihren Versprechen der Freiheit und Gleichheit ausgeschlossen zu werden. Eine neue Wirklichkeit zu entwerfen und dafür zu kämpfen, steht in dieser Tradition. Denn auch wenn de Gouges selbst bei ihren jakobinischen Kollegen nicht wohlgefallen war und unter der Guillotine endete, wird ihr Einsatz bis heute erinnert und hat damit – auch wenn er seine unmittelbare Wirkung verfehlte – feministische Kämpfe der Neuzeit nachhaltig geprägt.

Mit ihrer Kritik an den bestehenden (Geschlechter-)Verhältnissen intervenieren feministische Analysen und Forderungen sowohl im Feld des Poli-

tischen als auch auf der Ebene der kollektiven Weltdeutungen und Wissensbestände. Wenn feministische Kritik damit beginnt, der hegemonialen Zuweisung eines bestimmten Ortes, einer gesellschaftlichen Position oder auch einer bestimmten ›Natur‹, Wesenhaftigkeit oder Identität zu widersprechen, dann entfalten sich im Moment des Widerspruchs bereits Möglichkeiten, sich selbst und die Verhältnisse neu und anders zu denken und emanzipatorische Visionen solidarischen Zusammenlebens zu entwerfen. So verschieden die Kontexte und Konstellationen, in denen feministische Kritik an den bestehenden Verhältnissen formuliert wird, waren und sind, so enthält diese Kritik doch immer dieses Moment des Aufbruchs, der Veränderung: der Welt eine neue Wirklichkeit zu geben.

Feminismus mit seinem Kernanliegen, Ungleichheiten und Hierarchien im Geschlechterverhältnis und darüber hinaus aufzuzeigen, kritisch zu durchdenken und zu überwinden, hat auch einen Ort an Universitäten gefunden. Dass sich die feministisch orientierte Geschlechterforschung innerhalb weniger Jahrzehnte im akademischen System etablieren konnte, ist jedoch keine Selbstverständlichkeit. Vielmehr ist es der Effekt unermüdlicher und zäher inhaltlicher wie auch institutioneller Kämpfe – denn neben neuen Wissensformen ging es immer auch um die Absicherung der Möglichkeitsbedingungen der Geschlechterforschung in Zentren, durch Professuren und in Studiengängen. Dabei war der Weg in die wissenschaftlichen Institutionen im akademischen Feminismus selbst nie unumstritten, da mit Risiko behaftet: dem Risiko der Normalisierung, Einhegung, Domestizierung und – in Zeiten der unternehmerischen Universität – der Vermarktlichung feministischer und queerer Kritik. Die ambivalente Situation der Teilhabe am machtvollen wissenschaftlichen Diskurs bei gleichzeitiger kritischer Haltung einer androzentrischen Wissenschaft und ihren Institutionen gegenüber hat Sabine Hark vor fast zwanzig Jahren als »dissidente Partizipation« beschrieben (Hark 2005). Mit Blick auf die gesellschaftliche Bedeutung feministischer Kritik ließe sich auch von einer *transformativen* Partizipation sprechen. Denn mit dem Wissen um die historischen Bedingungen von geschlechtlicher Existenz geht die Einsicht in die Veränderbarkeit dieser Bedingungen einher, so die Auffassung einer Geschlechterforschung, die sich als kritische Ontologie der Gegenwart versteht. In diesem Sinne ist Geschlechterforschung immer auch Gesellschaftskritik, die aus der Reflexion ihrer eigenen Bedingtheit Konzepte des Erkennens und Wissens entwickelt, mit denen die Welt anders denkbar und damit auch anders wirklich werden kann.

Mit dem Ringen um Teilhabe und gleichzeitiger Veränderung der hegemonialen Wissensordnung sowie der Institutionen der Wissensproduktion stand – und steht bis heute – auch die Frage des Verhältnisses und der Verbundenheit von politischem Aktivismus und wissenschaftlicher Praxis zur Diskussion; eine Frage, die im Feld der Geschlechterforschung unterschiedlich eingeschätzt und beantwortet wird. Unstrittig ist, dass Frauenbewegung, lesbisch-feministischer und queerer Aktivismus feministische Politik und Theoriebildung auf produktive Weise herausfordern und dabei wichtige Impulse für die Entwicklung des feministischen Wissensprojektes geben. So haben die verschiedenen Stränge feministischer Binnenkritik – sei es die queere Kritik an heteronormativen Tendenzen in der feministischen Theorie, die Kritik am Ausblenden der Lebensrealitäten von Frauen* und anderen Menschen mit Behinderung oder die Rassismuskritik am *weißen* Feminismus – auch im akademischen Feminismus für Auseinandersetzungen gesorgt und das feministische Wissensprojekt geprägt. Queer Studies, Disability Studies, post- und dekoloniale Theorien sowie Rassismus- und Critical-Whiteness-Forschung, um nur einige zu nennen, sind heute eigenständige Wissensgebiete, aber auch Teil einer intersektionalen Geschlechterforschung.

Die »dissonante Vielstimmigkeit« (Knapp 2003: 241) im Feminismus und das nicht immer konfliktfreie Ringen um Verständigung wird in der feministischen Theoriebildung selbst zum Thema gemacht und als Frage von Zugehörigkeit(en) und der Bildung von Gemeinschaft(en) diskutiert, und zwar zum einen im Sinne politischer Gemeinschaften, zum anderen im Sinne alternativer Lebensformen. Die Suche nach Möglichkeiten politischer Koalitionen geht dabei Hand in Hand mit der Suche nach neuen Formen der Sozialität auch unabhängig von politischem Handeln im engeren Sinne. Angesichts aktueller Debatten über die Grenzen des liberalen Paradigmas und den für dieses Paradigma konstitutiven methodologischen Individualismus ist diese doppelte Suche auch abseits genuin feministischer oder queertheoretischer Anliegen von großer gesellschaftlicher Relevanz.

Der vorliegende Band ist der Versuch einer Bestandsaufnahme, die sowohl die inzwischen jahrzehntelange feministische Dissidenz in der Wissenschaft reflektiert als auch aktuelle Fragestellungen und Auseinandersetzungen im – nicht allein akademischen – Feminismus in den Blick nimmt. Den Auftakt macht ein Essay von **Priya Basil**. Er ist einem Autor, Text und Thema gewidmet, die im Kontext des Queerfeminismus bislang eher wenig diskutiert werden, vor allem nicht in dieser Kombination. Es geht um Thomas Mann, der

sich in seiner Novelle *Die Betrogene* mit Fragen der Menstruation, der Menopause und ganz allgemein des weiblichen Älterwerdens beschäftigt. Im Mittelpunkt steht dabei nicht zuletzt das Phänomen der Lust. Und ein großes, bereicherndes Vergnügen ist auch die Lektüre dieses Essays selbst – inhaltlich wie ästhetisch. Dasselbe gilt für einen zweiten Beitrag, der das Älterwerden und die Lust verhandelt: **Hanna Hacker** widmet sich in »Le Corps Lesbien wird 50« Monique Wittigs großem, allein schon stilistisch schillerndem Buch über den lesbischen Körper. Wie Basil verknüpft Hacker in ihrem Beitrag eigene Lektüreerfahrung mit Reflexionen über den Text selbst und Einsichten in seine Rezeption. Ferner geht es um das Schreiben. Was man hier außerdem lernen kann – und auch an diesem Punkt ähneln sich die Texte von Hacker und Basil: Die Sache mit dem Altern ist gar nicht so schlimm.

Mit der Frage, wie feministische Geschlechterforschung in ihrem Anspruch, zur alternativen Wissensproduktion beizutragen, verantwortungsvoll mit Differenz(en) und Alterität umgehen kann, befassen sich **Beate Binder** und **Susanne Völker**. Beide knüpfen an Gedanken aus Sabine Harks *Gemeinschaft der Ungewählten* an, die sie mit Autor*innen aus den feministischen Science and Technology Studies ins Gespräch bringen. Beate Binder spekuliert als Ethnographin und Kulturanthropologin mit ihren Gesprächspartner*innen über Möglichkeiten solidarischen Forschens als kollaborativer Praxis, die den Kreis der vermeintlich vertrauten Mitstreiter*innen überschreitet. Im gemeinsamen Erzählen können angesichts von Unübersichtlichkeit und unverfügbarer Alterität Möglichkeiten erprobt werden, sich berühren und überraschen zu lassen, um daraus neue Deutungen von Welt zu finden. Auch Susanne Völker eruiert, neomaterialistische Gesprächsimpulse aufgreifend, was es heißen könnte, Kollaboration als mehr-als-menschliches Zusammenwirken zu verstehen, wie Kooperation möglich sein könnte, ohne Konsens vorauszusetzen. Wie lassen sich durch Heterogenität hindurch – nicht-konsensuell – Beziehungsweisen für eine gemeinsame Teilnahme an Welt herstellen, um dadurch nicht allein bessere Antworten zu finden, sondern das Feld der Fragen zu erweitern?

Um Kollaboration und gemeinsames Handeln geht es auch **Judith Butler**, die seit langem eine wichtige Referenzfigur in Sabine Harks Arbeiten ist. In Butlers Aufsatz über »Sabine Hark's Collaborative Vision« ist das andersherum und eine Stufe komplexer; denn hier liest und schreibt die Referenzautor*in zurück. Im inhaltlichen Zentrum stehen dabei Harks kritische Überlegungen zu Identitätspolitik und das daraus erwachsende Plädoyer für eine an Modellen des gemeinsamen Handelns (Hannah Arendt) und der Koalition

(Bernice Johnson Reagon) orientierte kollaborative Politik ›von unten‹ – eine Form der Politik, die nicht Homogenität, sondern im Gegenteil Pluralität und Differenzen zwischen den politisch Kooperierenden voraussetzt und damit immer schon intersektional ist. Identitätspolitik ist auch das Thema des Beitrags von **Isabell Lorey** – und auch hier steht neben einschlägigen Texten von Sabine Hark eine kritische Auseinandersetzung mit einem bewegungspolitischen Modell im Zentrum, das derzeit (wieder) boomt – und zwar sowohl im politisch rechten wie im politisch linken Lager. Lorey blickt in ihrem Text zunächst auf die umfassenden queerfeministischen Identitätspolitikdebatten der 1990er Jahre zurück und stellt die These auf, dass diese, trotz aller Kritik, letztlich um die Frage des Subjekts kreisten und damit liberalen Repräsentationslogiken verhaftet blieben. Hiervon gelte es sich allerdings zu lösen – und Harks »Ethos der Kohabitation« biete ein Modell dafür. Wie Judith Butler tritt auch **Rahel Jaeggi** in ihrem Text in einen direkt-indirekten Dialog mit Sabine Hark – und diskutiert deren Überlegungen über die *Gemeinschaft der Ungewählten* und der zärtlichen Bürgerlichkeit. Dabei geht es besonders um das Verhältnis zwischen menschlicher Interdependenz auf der einen Seite und einer möglichst inklusiven und zugleich pluralen und nicht-repressiven Konzeption von Gemeinschaft auf der anderen Seite. Während Isabell Lorey ihre Würdigung von Harks jüngsten Arbeiten in den Kontext radikaldemokratischer politischer Kämpfe stellt, befragt Rahel Jaeggi dieselben Arbeiten als Philosophin – und diskutiert sie im Lichte von Hegel und im Kontext von Solidaritätstheorien. **Sasha Marianna Salzmann** schließlich greift Ideen der *Gemeinschaft der Ungewählten* mit Blick auf Solidarität und Freundschaft und explizit als Freund*in auf. In Salzmanns Text fließen autobiographische und theoretische Passagen ineinander, indem die eigene »Virengemeinschaft mit Sabine Hark« während des pandemiebedingten Lockdowns zum Ausgangspunkt der Reflexion und Spiegel der Theorie genommen wird. **Gudrun-Axeli Knapp** und **Cornelia Klinger** wiederum setzen sich in ihrem gemeinsam verfassten Text mit dem Verhältnis zwischen feministischer Theorie und der frühen Kritischen Theorie der Frankfurter Schule auseinander. Zum einen diskutieren sie zentrale Überlegungen von Horkheimer und Adorno aus einer explizit feministischen Perspektive; zum anderen legen sie eine kleine Dialektik feministischer Aufklärung vor, die auf eine Kritik von Standpunktepistemologie und Subjektzentriertheit hinausläuft – eine Kritik, die gut an Sabine Harks Überlegungen zu zeitgemäßen Formen der politischen Gemeinschaft anschließt, wenngleich sie aus einer anderen theoretischen Richtung kommt.

Um die Frage des Weltgestaltens geht es in den Beiträgen von **Christina Thürmer-Rohr** und **Gabriele Dietze**, die beide unabhängig voneinander an Ernst Bloch, den »Philosophen der Hoffnung« – wie beide ihn nennen – anschließen und fragen, inwiefern das *Prinzip Hoffnung* eine revolutionäre Kraft in der Gegenwart entfalten kann. Christina Thürmer-Rohr verneint dies und macht zudem auf den explizit sexistischen und kolonialrassistischen Gehalt in Blochs Ausführungen aufmerksam. Sie widerspricht der impliziten Behauptung, »dass Motivation und Kraft zum Handeln aus der Vision eines gelungenen Finales kommen«, die zudem immer schon weiß und patriarchal geprägt ist. Sie plädiert stattdessen vehement für die Gegenwart als die einzige »Strecke Zeit«, in der wir Einfluss nehmen können. Es gehe darum, »in dieser Zeit *hoffnungs-los* gegenwärtig zu leben«. Demgegenüber versteht Gabriele Dietze das Prinzip Hoffnung in Anschluss an Bloch als gegenwartswirksame Energie und verbindet den Begriff der Hoffnung mit dem des Ethischen Begehrens, das sie als politischen Affekt beschreibt, »in dem Empfindung, Verhalten und Vision ko-präsent sind«. Sie unterscheidet dabei in affirmatives und illusorisches Ethisches Begehren, wobei nur ersteres Veränderungspotential im Hinblick auf eine gerechtere Welt entfalten kann, während letzteres lediglich zu einer »Fassadendemokratie« beitrage.

Eine enge Auseinandersetzung mit der Forschungs- und Denkarbeit von Sabine Hark steuert auch **Petra Lucht** bei, die sich in ihrem Beitrag vor allem mit den wissenschafts- und soziologischen Arbeiten Harks befasst und Bezüge für eine Konturierung des besonders im deutschsprachigen Kontext noch jungen Feldes der feministischen Wissenschafts- und Technikforschung (*feminist Science and Technology Studies*) herstellt. Um den Wissenschaftsbetrieb wiederum geht es im Beitrag von **Johanna Hofbauer** und **Katharina Kreissl**. Angesichts der Zuspitzung gesellschaftlicher Konflikte im Zuge von Pandemiebekämpfung, Klimakrise und globaler Ungleichheit, die gesellschaftlich verantwortliche Wissenschaftsarbeit dringend notwendig machen, fragen sie nach den Konsequenzen der Veränderungen, die im Feld der Wissenschaft durch die jüngeren Hochschulreformen entstanden sind. Sie zeigen, wie Ökonomisierung und Anreizsteuerung die Bedingungen wissenschaftlichen Arbeitens beeinflussen und gesellschaftlich engagierte Forschung und Lehre behindern. Die unternehmerische Verfasstheit der Universitäten und Hochschulen wird auch in dem Beitrag von **Katharina Liebsch** und **Tanja Thomas** als eine herausfordernde und zu reflektierende Bedingung für feministisches Denken und Handeln in Universitäten und – so der Fokus des Beitrages – im Rahmen des feministischen Publizierens benannt. Am

Beispiel des mit und durch die Zeitschrift *feministische studien* bestehenden Arbeitszusammenhanges beleuchten Liebsch und Thomas Bedingungen und Kontexte feministischer Wissens- und Textproduktion, die sie als Teil des über die *feministischen studien* hinausreichenden feministischen Projektes der Herstellung beziehungsweise des Erhalts von (Gegen-)Öffentlichkeiten verstehen.

Mit empirischen Zugängen zu Geschlecht in ihren epistemologischen, methodologischen und zeitdiagnostischen Dimensionen befassen sich **Irene Dölling**, **Paula-Irene Villa** und **Hildegard Maria Nickel**. Irene Dölling diskutiert eine an Pierre Bourdieu angelehnte praxeologische Herangehensweise als »methodologisch egalitären« Zugang zum Verhältnis von wissenschaftlichem Wissen und Erfahrungswissen. Dieses Vorgehen ermögliche es, wissenschaftliches Wissen über Strukturen und Klassifikationen mit praktischem Geschlechterwissen ins Verhältnis zu setzen, so dass verallgemeinerbare Erkenntnisse und Erklärungen möglich sind, ohne Strukturen und Kategorien dabei einfach nur zu bestätigen. Paula-Irene Villa wendet sich der Uneigentlichkeit der Kategorie »Frau« zu, die sie als eine gefühlte, erlebte Realität bezeichnet und die zugleich als solche weder eindeutig ist noch im einfachen Gegensatz zur Kategorie »Mann« aufgeht. Statistisch lassen sich entlang dieser Kategorien Muster der Ungleichheit erfassen, die aber weder überhistorisch, gar natürlich zu begründen sind noch ohne interne Gegensätze und Überlappungen auskommen. Der Wirklichkeitsmacht dieser (Un-)Eigentlichkeit gehe Geschlechterforschung theoretisch und empirisch reflexiv auf den historischen und immer im Werden befindlichen Grund. Hildegard Maria Nickel schließlich diskutiert anhand aktueller Forschung bei der Deutschen Bahn, inwiefern angesichts sich zuspitzender gesellschaftlicher Krisen und der damit einhergehenden Prekarisierung individueller und sozialer Reproduktion aus den Widersprüchlichkeiten der Erfahrungen von Fach- und Führungskräften Aussichten auf emanzipative und solidarische Bündnisse zwischen abhängig Beschäftigten hervorgehen können.

Mit »Empirie« argumentiert dann auch **Stefanie Schüler-Springorum**, die bei der »Heldinnenverehrung« der Frauenbewegung der 1970er Jahre und der hier begründeten Traditionslinie (von den jüdischen Salonnières über Figuren der Frauenbewegungen der Jahrhundertwende bis hin zu Rosa Luxemburg oder Hannah Arendt) ansetzt und auf die Ambivalenz des Bildes der »Klugen Jüdin« hinweist, um das »historisch komplexe Phänomen« anschließend »auf den Boden der jüdischen Sozialgeschichte« zurückzuholen.

Um das kreative Potential von Kritik und das Öffnen von Möglichkeitsräumen geht es in den Beiträgen von **Mike Laufenberg**, **Ulrike Teubner** und **Margarita Tsomou** – wenngleich auf sehr unterschiedliche Weise. Während Mike Laufenberg ausgehend von einer radikalen, intersektionalen und queeren Kritik am Modell der bürgerlichen Kleinfamilie auf Möglichkeiten anderer Sorgeverhältnisse und Formen des Zusammenlebens verweist, versucht sich Ulrike Teubner an einem utopischen Gedankenspiel und beschreibt, was nach dem kompletten Zusammenbruch der digitalen Wirtschaft entstehen könnte, deren Grundlage Stromverbrauch und Algorithmen waren und die eine sich selbst mystifizierende Gesellschaft mit Glücksversprechen aller Art hervorbrachte. Margarita Tsomou wiederum umreißt – angeregt von transnationalen feministischen Debatten und lokalen indigenen und kommunitaristischen Widerstandsbewegungen gegen Landraub, patriarchale Gewalt und Austerität – Ansatzpunkte für einen »planetarischen Feminismus«, wofür sie einen Durchgang durch Positionen des Ökofeminismus der 1980er Jahre unternimmt und diese unter Rückgriff auf Positionen des Neuen Materialismus sowie mit Bezug auf kommunitaristische Feminismen reformuliert. Mit einem planetarischen Feminismus werde »reziprok-zyklische Regeneration« zum Primat des Politischen, was insofern weit über die bloße Anerkennung reproduktiver Tätigkeiten als ökonomisch wertvoll hinausweist, als es Sorge(arbeit) selbst zum »Hauptbeziehungsmedium« und »Vehikel von planetarischer Demokratie, Gerechtigkeit und Souveränität« werden lässt.

In eine ähnliche Richtung weist **Birgit Sauer**, wenn sie Sorge als »Solidaritätsweise« und »verbindende emanzipatorische Strategie« entwirft, um gegen das »moderne liberale Trennungsdispositiv« zu arbeiten. Durch ein neues Verständnis des Zusammenwirkens von Herrschaftsstrukturen, ein neues Verständnis von politischer Intersektionalität, das Sauer mit dem bei Stuart Hall entlehnten Begriff der Artikulation skizziert, könne das »durch die Artikulation der Antagonismen Verschobene, unsichtbar Gemachte« ins Zentrum des Interesses rücken: Sorge als »Relation von Menschen«. Gesellschaftspolitischer Hintergrund und gleichsam zeitdiagnostischer Anlass von Sauers Überlegungen sind neoliberale Transformationen der Gesellschaft und das Erstarken rechter Parteien und Organisationen. Der rechte Kampf um Hegemonie erfordere neue analytische und praktische Antworten. In welchen Formen dieser rechte Kampf um Hegemonie gegenwärtig geführt wird, beschreibt wiederum **Arlene Stein** mit Fokus auf die USA. Einfallstor für das Diffundieren rechter Weltanschauung ist hier vor allem die Mobilisierung gegen den vermeintlichen Einfluss von Gender- und Rassismuskritik (*Critical Race Theo-*

ry) an Schulen und in Lehrplänen. Hier wird deutlich, dass es bei diesem als Kulturkampf inszenierten Manöver vor allem um die Abwehr jener transformativen Kraft geht, die der Kritik innewohnt: Verhältnisse müssen nicht so bleiben, wie sie sind.

Die Autor*innen der hier versammelten Texte sind ebenso wie die Herausgeber*innen unterschiedliche Weg- und Denkgefährt*innen von Sabine Hark, der dieser Band gewidmet ist. Unterschiedlich sind auch die Texte, die hier zusammenkommen. Aber sie haben eine Gemeinsamkeit: Sie alle kreisen um Harks Themen oder diskutieren ihre Arbeiten. Auf diese Weise lassen sie jeweils für sich, mehr aber noch in ihrer pluralen Versammlung das Wirken Sabine Harks sichtbar werden. Denn in den Beiträgen spiegeln sich nicht allein Harks Themen- und Arbeitsgebiete wider, sondern die Gesamtschau der Beiträge vermittelt einen Eindruck ihrer Form des Arbeitens und Denkens – in Freundschaft, in Dialog und Zugewandtheit.

Dieser Band entstand im Zeichen und manchmal auch im Bann der Covid-19-Pandemie. Auch sie stellt eine neue Wirklichkeit dar – wenn auch keine, die wir gewählt hätten, oder eine, die als wünschenswert bezeichnet werden könnte. Letztlich waren wir ihr ausgeliefert, mussten versuchen, uns selbst und vor allem auch andere vor einer Erkrankung zu schützen – was leider nicht in allen Fällen möglich war –, mussten uns isolieren und arrangieren. Fast die gesamte Arbeit an diesem Band war daher auf ein dezentrales Agieren verwiesen, fand in Homeoffices und mittels zahlreicher E-Mails, Telefonate und Videokonferenzen statt. Das war uns zwar nicht lieb, hat aber funktioniert. Dies wiederum lag vermutlich daran, dass die Arbeit an diesem Band zwar im Zeichen der Pandemie stand, allerdings weit mehr noch vom Geist derjenigen geprägt war, den er ehrt und dem er gewidmet ist. Es braucht »Freund*innen, die der Welt eine neue Wirklichkeit geben, indem sie sie anders lesen – und die [...] konkrete Andere im eigenen Bewusstsein versammeln und in die eigene Gegenwart holen«, hat Sabine Hark einmal geschrieben (2016: 16). Das geht zwar weit besser, wenn man nicht nur im Geist und per Video, sondern auch realiter zusammenkommen kann. Aber es ging. Und dass es ging, war ein Glück. Denn angesichts des sich abzeichnenden *new normal* post-pandemischer Zeiten – wie genau auch immer sich das gestalten wird – und angesichts von Krieg, Aufrüstungsplänen und drohender Militarisierung, die uns während der abschließenden Arbeiten an diesem Band mit Entsetzen erfüllten, wurde einmal mehr klar, wie notwendig die kollektive Arbeit an neuen Wirklichkeiten ist.

Literatur

- Hark, Sabine (2005): *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt a.M.
- Hark, Sabine (2016): »Welt lesen«, in: Gunda-Werner-Institut/Sabine Hark (Hg.), *Die Freundschaft zur Welt nicht verlernen. Texte für Christina Thürmer-Rohr*, Berlin, S. 13-17.
- Hark, Sabine (2017): *Koalitionen des Überlebens. Queere Bündnispolitiken im 21. Jahrhundert*, Göttingen.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2003): »Aporie als Grundlage: Zum Produktionscharakter der feministischen Diskurskonstellation«, in: Gudrun-Axeli Knapp/Angelika Wetterer (Hg.), *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II*, Münster, S. 240-265.